





Stephan Pörtner
MORDGARTEN

Stephan Pörtner

MORDGARTEN

KRIMI

Herausgegeben von
Wohnbaugenossenschaften Schweiz,
dem Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

APPLAUS VERLAG

Wieso ein «Genossenschaftskrimi»?

Welcher Vermieter möchte schon, dass seine Siedlung mit Mord und Totschlag in Verbindung gebracht wird? Weshalb also geben die Schweizer Wohnbaugenossenschaften einen Krimi heraus, der in der Genossenschaftsszene spielt?

Nun, weil wir fanden, es ist genau der richtige Weg, um ein grösseres Publikum auf das genossenschaftliche Wohnen und auf die Leistungen der Wohnbaugenossenschaften aufmerksam zu machen: Sie sind diejenigen, die nachhaltige neue Wohnprojekte entwickeln und im überhitzten Immobilienmarkt bezahlbaren Wohnraum anbieten – und eine Gemeinschaft, in der Nachbarn aus verschiedenen Kulturen und sozialen Schichten einander kennen und helfen. Ihre Mitglieder profitieren nicht nur von einem fairen Mietzins, sondern auch von einem hohen Kündigungsschutz und Mitsprachemöglichkeiten. Eigentlich braucht es dringend mehr Genossenschaftswohnungen. Dafür setzt sich Wohnbaugenossenschaften Schweiz, der Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger, bei Politik und Gemeinden ein.

Wir freuten uns deshalb sehr, dass Stephan Pörtner sofort zusagte, für uns eine Geschichte zu schreiben, die diese Themen aufgreift. Aber Achtung: Dies ist kein Werbespot. Inhaltlich liessen wir dem Autor freie Hand. Es ist denn auch durchaus keine heile Welt, die Stephan Pörtner beschreibt. Es sei hier betont: Die beschriebene Siedlung ist fiktiv, Ähnlichkeiten mit existierenden Genossenschaften oder Personen sind rein zufällig.

Die Idee zum Krimi entstand 2012, im internationalen Jahr der Genossenschaften. Der Verband der Schweizer Wohnbaugenossenschaften nutzte dieses Jahr für eine schweizweite Kampagne. Dieses Buch soll nicht nur ein Dankeschön sein für alle Baugenossenschaften, die mit Spenden und Aktivitäten dazu beigetragen haben, sondern auch eine bleibende Erinnerung an dieses besondere Jahr.

Herzlichen Dank an Stephan Pörtner und den Applaus Verlag, dass sie dieses Experiment mit uns gewagt haben. Wir wünschen allen Leserinnen und Lesern viel Spass mit dieser spannenden Geschichte – und den Wohnbaugenossenschaften, dass ihnen in ihren Siedlungen nichts dergleichen widerfährt ...

Wohnbaugenossenschaften Schweiz, Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger.

Mehr zu den Schweizer Wohnbaugenossenschaften:
www.wbg-schweiz.ch



wohnbaugenossenschaften schweiz

verband der gemeinnützigen wohnbauträger

coopératives d'habitation Suisse

fédération des maîtres d'ouvrage d'utilité publique

cooperative d'abitazione svizzera

federazione dei committenti di immobili d'utilità pubblica

Prolog

Auf so etwas ist ja niemand vorbereitet. Wer hält es schon für möglich, irgendwann in einen Mordfall verwickelt zu werden? Ich sicher nicht. Trotzdem ist mir genau das passiert. Mein Name ist Edgar Zingg. Ich bin der Abwart der Genossenschaftssiedlung «Im Moorgarten». Wenn ich Abwart sage, dann stellen Sie sich wahrscheinlich einen Typen im blauen Übergwändli vor, der eine braune Manchesterdächlikappe oder einen schwarzen Lederhut trägt, Stumpen raucht und den ganzen Tag hässig ist. Habe ich recht? Denn so stellen sich doch die Leute in der Schweiz einen Abwart vor. Und so stellen die Kabarettisten in der Schweiz den Abwart auch dar. Seit Jahrzehnten. Ganz so, als sei die Zeit in den 1970er Jahren stehengeblieben. Wenn einer als Abwart verkleidet auf die Bühne kommt, dann weiss das Publikum gleich: Jetzt wird es lustig, jetzt kommt ein leicht beschränkter Oberspiesser, über den man lachen kann. Denn dieser Typ sieht nicht nur bireweich aus, er ist natürlich total kleinlich, engstirnig und regt sich über alles auf. Da lacht das Publikum, und jeder freut sich, weil man sich einbildet, selbst nicht so spiessig zu sein.

In Wirklichkeit ist dieses Klischee das Einzige, worüber ich mich als Abwart aufrege. Ich entspreche ihm nämlich überhaupt nicht. Tut mir leid. Nur das mit der Dächlikappe stimmt. So eine trage ich ständig, wenn auch selten eine aus Manchesterstoff. Ich habe etwa fünfundzwanzig verschiedene Modelle im Schrank. Solche Mützen haben einfach Stil. Die trug ich schon, bevor ich Abwart wurde, und das ist mehr als dreiundzwanzig Jahre her. Davor habe ich studiert. Ich habe sogar einen Abschluss. Ich bin Historiker, lic. phil I. Abwart bin ich aus purem Zufall geworden, und hässig bin ich ganz selten, aber an jenem kühlen Morgen im Frühsommer, an dem diese schlimme Geschichte ihren Anfang nahm, war ich nah dran, es zu werden. Denn als ich von meiner Wohnung in der Nummer 20 über den Hof ging, um in mein Magazin zu gehen, das sich an der Stirnseite des Hofes befindet, sah ich, dass bei dem Festtisch vor der Nummer 28 eine zerbrochene Flasche lag. Da hört bei mir der Spass auf. Scherben im Hof, vor allem am Morgen, wenn die Kinder in die Schule und in den

Chindsgi aufbrechen, das geht gar nicht. Deshalb machte ich von der zerbrochenen Weinflasche mit meinem Natel ein Foto. Damit ich einen Beweis hatte, um dem Schuldigen später ins Gewissen reden zu können. Es gibt klare Grenzen. Wir in unserer Siedlung sind tolerant. Es wohnen die verschiedensten Leute zusammen, da kommt man nicht weit, wenn man allen alles verbieten will. Aber es gibt immer wieder Leute, die meinen, wo nicht alles verboten ist, da sei alles erlaubt. Und in der letzten Zeit hatte es hin und wieder mal Vorfälle gegeben. Und so hatte ich mir vorgenommen, mit ein paar Leuten wieder einmal ein ernstes Wort zu reden.

Ich machte also das Foto und wollte ins Magazin hinübergehen, um Handschuhe, Kübel und Besen zu holen, als ich sah, dass da einer neben dem Tisch auf dem Bauch lag. Ich hatte ihn vorher nicht bemerkt, weil er zwischen Hauswand und der Festbank lag, und nun freute ich mich, den Schuldigen gefunden zu haben.

«Heda, aufstehen, Gopfertami», rief ich und trat zu ihm. Er machte keinen Wank. Ich stiess ihn mit dem Fuss an.

«Hallo, aufstehen, das ist hier kein Campingplatz und keine Not-schlafstelle.» Keine Reaktion. Ich beugte mich zu ihm hinunter. Am Hinterkopf war das schütterere graue Haar braun verklebt. Blut wahrscheinlich, dachte ich und berührte vorsichtig seinen Arm. Der Körper fühlte sich steif und kalt an. Kein Wunder. Der Mann war tot.

1. Kapitel

Ich beugte mich über den Toten, um dessen Gesicht, das zum Haus gewendet auf dem hellbraunen, gestampften Mulchboden lag, besser sehen zu können. Ich kannte den Mann. Es war Rolf Holliger. Einer von denen, die manchmal blöd taten. Er wohnte nicht in der Siedlung, sondern im Moorgarten 55, einem heruntergekommenen Appartementhaus, das etwa zweihundert Meter weit entfernt von uns lag.

Es gibt ja diese Momente im Leben, in denen man sofort weiss, jetzt ist alles anders. Wenn das Telefon klingelt, die Mutter dran ist und ihre Stimme so komisch tönt, dass sie gar nicht aussprechen muss, dass dem Vater was zugestossen ist. Oder wenn die Freundin, mit der man seit vier Jahren zusammen ist und den Rest des Lebens zusammenbleiben will, sagt: «Du, wir müssen reden.»

So ein Moment war das, als ich Rolf Holliger unter dem Tisch liegen sah, neben zwei Bierdosen. Mir war klar, das hier war kein Unfall, sondern der Anfang einer üblen Geschichte.

Doch ich wischte die Vorahnung vorerst weg, denn mit Bangen und Zaudern, da kommt man nicht weiter, das hilft meist grad gar nichts, das hatte ich gelernt im Leben. Und nun musste ich erst einmal handeln. Die Dinge ins Laufen bringen. Ich rief die Polizei an. Sie versprachen sofort zu kommen.

Dann ging ich in mein Magazin hinüber, eine umfunktionierte Garage, in der ich eine kleine Werkstatt eingerichtet hatte und alles aufbewahrte, was ich für meine Arbeit brauchte. Ich fand eine Blache, kehrte auf den Hof zurück und legte sie über den Tisch, damit man die Leiche nicht sehen konnte. Dann legte ich den Pfosten um, der grösseren Fahrzeugen die Durchfahrt auf dem Weg, der zwischen den Garagen verlief, versperrte, damit die Polizisten bis zum Tatort vorfahren konnten, und stellte mich schliesslich neben die zerbrochene Flasche, um zu verhindern, dass jemand in die Scherben trat. Ich war kaum dort, da kamen die ersten Kinder aus den Häusern.

«Salü Edi», sagte Toni, der im gleichen Haus wohnte wie ich. «Was stehst du hier herum? Hast du nichts zu tun?»

Die Kinder in der Siedlung gingen alleine in die Schule, sie wurden nicht gefahren.

«Ich warte auf jemanden, Toni», sagte ich. Toni war Tamile und hatte eigentlich einen anderen Vornamen, er hiess Thondamaan. Aber weil das nur seine Eltern, Geschwister und Verwandten richtig aussprechen konnten, hatte sich irgendwann Toni als Rufname durchgesetzt. Auch ich nannte ihn so, obwohl ich mir jeweils Mühe gab, mir die Namen der Leute nicht nur zu merken, sondern sie auch richtig auszusprechen. Das ist eine Frage des Respekts, finde ich. Und ist es nicht so, dass man, wenn man die Leute mit einem verballhornten Namen anspricht oder den Vor- mit dem Nachnamen verwechselt, das Gespräch schon versiebt hat, bevor man überhaupt zu reden begonnen hat. Das habe ich in meiner Hauswartskarriere oft erfahren. Wenn man hingegen der einzige Schweizer ist, der es im Gegensatz zu den Arbeitskollegen und Nachbarn fertigbringt, den Namen einer Person richtig auszusprechen, können sich viele Türen öffnen. Nicht nur Wohnungstüren.

Bei den Kindern aber war das etwas anderes, weil die ihre Namen sowieso abkürzten. Toni war neun Jahre alt und ging in die dritte Klasse. Er war etwas zu dick, verfügte über eine scharfe Beobachtungsgabe und hielt sich mit seinen Ansichten und Erkenntnissen nicht zurück. Er war ein vorlauter, mitunter frecher Junge, aber halt auch charmant und sehr witzig. Drei weitere Kinder kamen aus den Häusern, und als Sina, Anastasia und Noah uns sahen, kamen sie zu uns herüber, um zu sehen, was los war.

«Edi wartet auf jemanden», informierte Toni, und alle vier schauten mich erwartungsvoll an. Ich hatte mich so aufgestellt, dass sie die zerbrochene Flasche nicht sehen konnten, aber mir fiel spontan keine einleuchtende Erklärung dafür ein, warum ich ausgerechnet hier herumstand und auf wen ich wartete. Immerhin hatte ich gerade einen Toten gesehen. Ich hoffte, die Kinder würden von allein verschwinden.

«Hast du endlich eine Frau gefunden? Kommt sie dich besuchen?», fragte Toni.

Anastasia lachte. Es war ein helles, fröhliches Kinderlachen, das ein wenig höhnisch klang. Wie Kinder halt lachen, wenn jemand etwas völlig Undenkbares sagt.

Anastasia war zehn. Ihr Vater kam aus Nigeria, ihre Mutter aus Unteriberg. Ihre Eltern hatten sich bei einem Besuch im Kloster Einsiedeln kennengelernt und ein Jahr später geheiratet.

Anastasia war spindeldürr und für ihr Alter sehr gross. Sie konnte das Rad schlagen, auf Händen gehen, die Brücke und allerlei andere gymnastische Verrenkungen vollführen, bei denen meine alten Knochen schon vom Zuschauen knirschten. Bei einigen ihrer akrobatischen Übungen hatte ich gar den Verdacht, dass sie gegen die Gesetze der Physik verstiesse.

Die Kinder wandten sich von mir ab, als der Streifenwagen auf den Hof gefahren kam.

«Edi, hast du einen Blödsinn gemacht», fragte Asta und schaute mich an, als ob es für mich am besten wäre, es gleich zuzugeben.

«Der Edi muss in den Knast», stellte Noah trocken fest. Er war erst sieben, zurzeit der einzige Erstklässler in der Siedlung und ebenso vorlaut wie Toni. Seine Eltern stammten beide aus dem Kanton und waren hierhergezogen, als der zwei Jahre ältere Bruder von Noah zur Welt kam.

«Müsst ihr nicht in die Schule?», fragte ich ungeduldig. «Es läutet in fünf Minuten. Ihr müsst euch beeilen.»

Sina zückte ihr iPhone. «In acht», sagte sie. Sina war zwölf und ging in die sechste Klasse. Ihr Vater stammte aus Ostdeutschland, ihre Mutter aus Meilen.

«Eben, ihr schaut besser, dass ihr vorwärtskommt.»

Die vier sahen mich an und setzten sich langsam und widerwillig in Bewegung.

«Klappe halten, dann passiert dir nichts», sagte der kleine Noah zum Abschied.

«Wir kommen dich besuchen im Knast», versicherte Toni.

Ich seufzte. «Ich muss nicht in den Knast. Ich erzähl euch später, warum die Polizei da ist. Macht jetzt endlich, dass ihr in die Schule kommt.»

«*De Edi muss id Chiste, de Edi chunt is Loch*», sangen sie, während sie langsam davontrotteten, und auch die Kinder, die sich ihnen anschlossen, sangen mit, ohne die genauen Umstände zu erfragen.

Beim Polizeiauto blieben die Kinder noch einmal stehen und bewunderten es eingehend. So etwas sahen sie nicht alle Tage.

Früher hatte unser Quartier keinen guten Ruf. Rund um die Genossenschaft herum waren in den Sechzigerjahren Mietkasernen hochgezogen worden. In den oft schlecht gebauten Häusern wohnten die Arbeiter und Gastarbeiter der umliegenden Industriebetriebe, die sich während der Nachkriegszeit und der Hochkonjunktur in der Gemeinde etabliert hatten. Als diese nach und nach schlossen, ging es mit dem Quartier bergab. Unsere Agglomerationsgemeinde bekam einen schlechten Ruf, und der Moorgarten, wie nicht nur die Siedlung, sondern das ganze Viertel hiess, galt als besonders schlimm. Darunter hatte natürlich auch unser Ansehen gelitten. Ein Mädchen wie Sina hätte damals nicht hier gewohnt. Undenkbar, dass ein Ehepaar wie die Keller-Kochs mit ihren Kindern in unsere Siedlung gezogen wären. Der Vater, Dieter Koch, arbeitete in der Stadt, an der Uni. Was genau, hatte ich nie kapiert. Die Mutter, Helene Keller-Koch, hatte Politologie studiert und eine Zeitlang für eine namhafte Werbeagentur gearbeitet. Jetzt kümmerte sie sich um die beiden Kinder und einen Haufen anderer Dinge. Sie trug eine grosse Brille, die so aussah wie früher die Kassengestelle, aber sie war von Tom Ford, und nur das Gestell hatte schon fast tausend Franken gekostet, wie ich einem zufällig mitgehörten Gespräch entnommen hatte.

Unterdessen waren die alten Blockwohnungen abgerissen oder saniert worden, und unsere Vorortsgemeinde, einst als Agglo gemieden, war regelrecht am Boomen. Und der Hauptgrund war der, dass die Wohnungen in der Stadt nahezu unbezahlbar geworden waren. Dabei hatten die Vorteile schon immer auf der Hand gelegen: Es war nicht weit in die Stadt, es gab gute ÖV-Verbindungen und man wohnte im Grünen. Auch der Wald war nicht weit.

Die Wohnbaugenossenschaft hatte die Zeichen der Zeit früh erkannt. Vor acht Jahren war die Siedlung saniert worden. Grosse Balkone waren angebaut worden und jede Wohnung hatte ein richtiges Bad erhalten. Vorher hatte es in den Wohnungen nur Duschen gehabt. Ein paar der älteren Mieter waren nach der Sanierung nicht zurückgekehrt, dafür waren junge Familien eingezogen.

«Salü Edi», begrüßte mich Winterhalder. «Was ist passiert?» Wir kannten uns gut. Winterhalder war seit fünfundzwanzig Jahren Gemeindepolizist und unterdessen Postenchef. Winterhalder hatte lange Zeit keine Sympathien für die Leute aus unserem Quartier gehabt. Genauso wenig wie für mich.

In meinen ersten Jahren als Abwart musste ich die Polizei immer wieder mal wegen eines aufgebrochenen Kellers, eines geklauten Mofas oder kleinerer Sachbeschädigungen aufbieten. Winterhalder war damals ziemlich unmotiviert und gab mir zu verstehen, dass man mit diesen Dingen rechnen müsse, wenn man hierherziehe. Meinen Einwand, dass die Genossenschaft und viele der Mieter schon da gewesen waren, bevor die Probleme losgingen, ignorierte er geflissentlich. Ihm war das Hans was Heiri.

Winterhalder missfielen damals nicht nur mein Äusseres und mein Lebensstil, er hegte auch ziemliche Ressentiments gegenüber allen, die nicht aus der Schweiz stammten. «Wenn man das Pack ins Land lässt, muss man sich nachher nicht wundern», war seine Meinung, die er auch ungefragt kundtat. Ich sah das anders, und so hatten wir lange ein eher gespanntes Verhältnis. Doch mit der Zeit gewöhnte man sich aneinander, und als es vor ein paar Jahren vor allem Leute aus der Genossenschaft gewesen waren, die sich für die Erhaltung des Polizeipostens eingesetzt hatten, den die Gemeinde aus Spargründen hatte aufheben wollen, war Winterhalder gerührt und änderte seine Meinung. Vorträge über die schädlichen Multikulti-Phantastereien der Linken und Netten hielt er schon länger nicht mehr, sondern lobte uns sogar hin und wieder, weil es bei uns weniger Probleme gab als anderswo. Vielleicht hatte es auch damit zu tun, dass seine Tochter einen Mann aus Mazedonien geheiratet hatte. Auf alle Fälle war er der Siedlung gegenüber nun wohlgesinnt, und wir kamen gut miteinander aus.

«Hoi Edi», auch Sandra Brunner nickte mir kurz zu. Sie war die stellvertretende Postenchefin oder so etwas. Bei den Rängen der Polizei blickte ich ehrlich gesagt nie ganz durch. Auf alle Fälle war sie Winterhalders rechte Hand, und einer von beiden war meist auf dem Posten, denn die Schliessung des Gemeindepolizeipostens hatte zwar

verhindert werden können, aber der Dienst war trotzdem reduziert worden. Der Posten war nur unter der Woche geöffnet, am Wochenende gab es lediglich einen Pikettdienst, oder die Kantonspolizei kam.

Sandra Brunner war Ende dreissig, ihre dunkelbraunen Haare hatte sie zu einem Rossschwanz zusammengebunden. Ihre braunen Augen schauten streng, sehr streng sogar. Sie wusste sich Respekt zu verschaffen. Nicht nur mit Worten, wenn es sein musste, konnte sie auch zulangen. Sie trainierte regelmässig Krav Maga und beherrschte Schlag- und Tritttechniken, die jeden umhauten, der nicht selbst Kampfsport betrieb.

Das wusste ich so genau, weil ich auf sie stand. Wir hatten uns vor etwa vier Jahren einmal an einem Motörhead-Konzert getroffen. Im Gegensatz zu ihr war ich nicht wirklich ein Metal-Fan. Ich hatte mich in jungen Jahren mit Punkmusik sozialisiert, ohne je echter Punk gewesen zu sein, aber Motörhead schauen gehen, das war etwas, das auch mich begeisterte. Früher hatte ich zu solchen Anlässen immer meine engsten Jeans angezogen, weil ich das Gefühl so sehr mochte, wenn sie flatterten und gleichzeitig eng anlagen. An jenem Abend trug ich keine engen Jeans, und es flatterte auch nichts, weil es da bereits diese Regel gab, dass es an Konzerten nicht mehr allzu laut sein durfte. Wer heutzutage einen Ohrenschaden will, muss sich einen Laubbläser kaufen.

Ich stand ziemlich weit hinten, was an meinem Alter lag, denn von der verschwitzten Menge vorne an der Bühne, die sich gegenseitig die schweissnassen Mähnen ins Gesicht klatschten und mit Bier überschütteten, hielt ich mich inzwischen fern. Entsprechend erschrocken und empört fuhr ich herum, als mir jemand hart den Ellbogen in die Rippen rammte, so dass ich mein halbes Bier verschüttete. Aber statt eines Rüpels stand eine Frau vor mir, die mir zwar bekannt vorkam, die ich aber nicht einordnen konnte. Braune Augen, braune Locken, Lederjacke, enges T-Shirt, noch engere Jeans. Erst als sie streng zu schauen begann, weil ich sie nicht erkannte, fiel der Zwanziger: Sandra Brunner. Wow.

«Was machst du denn hier?», fragten wir beide gleichzeitig und lachten synchron. «Ich muss sagen, das hätte ich dir nicht zugetraut.

Ich hätte jetzt eher gedacht, du hörst Liedermacher und Mundartrock», grinste Sandra.

«Wie man sich täuschen kann. Ich dachte, Polizisten hören alle volkstümliche Schlager oder House-Musik.»

«Wäh», schrie sie und stiess mich freundschaftlich mit der Faust gegen die Brust. Von der Wucht stolperte ich rückwärts und wäre wohl hingefallen, doch sie hielt mich am Arm fest, worauf ich auch noch den Rest meines Bieres verschüttete.

«Was ist, willst du auch eins? Meins jedenfalls ist leer», fragte ich.

Wir gingen zusammen an den Bierstand, und als ich nach fünf Minuten immer noch nicht weiter vorgedrungen war, sagte sie: «Lass mich!» Ich drückte ihr das Geld in die Hand und wenig später stand sie mit zwei grossen Bechern wieder vor mir. Wir stiessen an.

«Komm, wir gehen nach vorne», sagte sie und zog mich hinter sich her. Widerstand war zwecklos. Zum Glück hielt sie nicht erst am Bühnenrand an. Wir fanden ein Plätzchen im vorderen Drittel und bald schüttelte sie ihre Mähne, und ich nickte mit dem Kopf, so lang und so schnell, dass mir nachher noch tagelang der Nacken weh tat.

Nachdem das Konzert zu Ende war, standen wir erschöpft und irgendwie selig beduselt rum.

«Gehen wir noch eins trinken?», fragte ich.

«Was heisst hier eins?», grinste sie. «Ich muss mich nur noch von Rob und Joe verabschieden, komm.» Sie zog mich hinter sich her, bis sie einen grossen Typen mit langen roten Haaren entdeckte, dem sie zuwinkte. Neben ihm stand ein etwas kleinerer, ziemlich fester Mann mit kurzen braunen Haaren und in einem alten Coroner-T-Shirt. Die drei redeten kurz, ich stand ein wenig abseits.

«*Tschou Säнди, tusch nid z wuid*», sagte der lange Rothaarige. Sie grinste und küsste die beiden zum Abschied auf die Wangen. Wir verliessen das Konzertlokal. «Säнди?», fragte ich.

Sie winkte ab. «Das waren mein älterer und mein jüngerer Bruder. Zwei von vieren. Sie sind die Einzigen, die mir Säнди sagen. Sie dürfen das. Du nicht.»

Sie hakte sich bei mir unter. Sie war warm und leicht verschwitzt, und als wir ins Freie kamen, wo es windig und kühl war, drückte sie

sich fester an mich. Sie kannte eine Beiz in der Stadt, wir mussten ein Stück gehen. Als wir angekommen waren, bestellten wir zwei Grosse und kamen ins Reden.

«Hast du einen Freund?», fragte ich nach dem dritten Bier.

«Würde ich dann allein an ein Motörhead-Konzert gehen?», gab sie zur Antwort. «Nein, ich bin Single, schon seit längerem.»

Sie rollte die Augen. «In meinem Job ist es recht schwierig, eine Beziehung zu haben, vor allem als Frau. Es ist halt eine eigene Welt, die Polizei, da haben viele Vorurteile dagegen. Ausserdem ist nicht allen wohl mit einer Frau, die ihnen körperlich überlegen ist und mit Waffen umgehen kann. Viele meiner Kolleginnen haben Affären mit älteren, verheirateten Polizisten.»

«Willst du damit sagen, dass du etwas mit Winterhalter hast?»

Sie trat mich gegen das Schienbein, und es tat höllisch weh, weil sie Motorradstiefel trug. Sie merkte, dass sie zu heftig gewesen war, und nahm meine Hand.

«Sorry, aber das war saufrech. Nein, mein Problem ist natürlich auch, dass ich wählerisch bin. Mir gefallen meist die böseren Jungs, und die wollen erst recht keine Polizistin. Wie sieht es denn bei dir aus? Hast du eine Freundin?»

Ich schüttelte den Kopf. «Nein, ich bin auch schon seit längerem Single. In meinem Beruf ist es ebenfalls nicht einfach. Eine der sichersten Methoden, Frauen zu vertreiben, ist, auf die Frage: «Und, was machst du?» zu antworten: «Ich bin Abwart.»»

Sie lachte. Sie hatte ihre Hand nicht weggenommen. Ich auch nicht. Wir landeten bei ihr. Sie wohnte in der Nachbargemeinde, die grösser und anonym war, in einer ziemlich lieblosen, modernen Überbauung. Der nächste Tag war ein Sonntag. Wir pendelten zwischen ihrer Küche, wo wir uns mit Eiern, Speck, Toast und allerlei Snacks stärkten, und ihrem Bett.

Weil sie am Montag früh rausmusste, schmiss sie mich nach einer Tiefkühlpizza am Sonntagabend raus.

«Das hat gutgetan», sagte sie. «Ich melde mich.»

Ich verstand, dass das hiess, ich solle ihr nicht auf die Pelle rücken und mir keine Illusionen machen. Ich hielt mich daran, und sie rief

tatsächlich hin und wieder an. Wir gingen an Konzerte. Wir tranken Bier. Wir gingen manchmal zu ihr und schliefen miteinander. Bei mir trafen wir uns nie. Logisch, man kannte sie hier. Mich hingegen kannte niemand, und man beachtete mich auch nicht, wenn ich den anonymen Block betrat und in ihrer Zweieinhalbzimmerwohnung verschwand, die bis auf eine ziemlich potente Stereoanlage und eine Budweiser-Neonreklame im Wohnzimmer keinen persönlichen Stil erkennen liess. Die Möbel kamen allesamt aus Schweden.

Leider wurde nichts aus Sandra und mir. An mir lag es nicht, ich hatte mir was Dauerhaftes gewünscht und mit ihr vorstellen können, aber ich war nicht ihr Typ, sie mochte mich. Mehr war nicht. Ich war ein guter Kumpel. Ein *friend with benefit*, mit dem sie manchmal das Bett teilte. Eineinhalb Jahre waren mittlerweile seit ihrem letzten Anruf vergangen. Dass ich es zwischendurch mal bei ihr versucht hatte, war keine gute Idee gewesen.

«Drüben beim Festtisch liegt ein Toter», sagte ich, nachdem ich Sandra ein wenig zu lange angeschaut hatte. Sie hatte abgenommen, ihr Gesicht, wirkte dadurch kantiger und härter. «Es ist Rolf Holliger.»

«Bist du sicher, dass er nicht nur besoffen ist», fragte Winterhalder.

Ich trat zum Tisch und nahm die Blache weg.

«Nein», sagte ich, «der ist tot.»

«Oha», sagte Winterhalder.

Sandra kniete sich neben den Tisch und betrachtete den Toten aufmerksam.

«Er hat eine Kopfwunde. Da müssen wir die Kripo holen.»

Sie stand auf. «Ist dir sonst noch etwas aufgefallen?»

«Da vorne liegt eine zerbrochene Weinflasche.»

«Du hast hoffentlich nichts angefasst?»

«Nein», sagte ich. «Ich hab nur den Tisch abgedeckt, damit die Kinder nichts sehen, ich wollte ihnen das ersparen.»

Sie nickte. In ihrem Blick lag eine winzige Spur Anerkennung.

Vereinzelt schauten Leute aus den Fenstern. Sandra ging zum Streifenwagen und setzte den Funkspruch ab und zündete sich eine Zigarette an. Seit ich sie kannte, hatte sie mehrmals versucht, damit

aufzuhören. Aus der Nummer 16 kamen ein paar Vorschulkinder. Der Kindergarten war nur wenige Hundert Meter weit entfernt, und sogar die Kleinen gingen diesen Weg selber. Bevor sie etwas sehen konnten, führte ich sie vom Hof.

Danach warteten wir auf die Kripo, Winterhalder stand in der Nähe des Toten, und ich ging ein paar Meter und gesellte mich schliesslich zu Sandra. «Alles klar?», fragte ich.

Sie blies Rauch aus und sah mich an.

«Alles klar», sagte sie. Es klang nicht überzeugend.

Eine halbe Stunde später fuhr ein Beamter in Zivil auf den Hof, stieg aus seinem Wagen, schaute sich grusslos um, und nur wenige Augenblicke später folgten die Fotografen und die Spurensicherung, die mit einem rot-weissen Plastikband einen Teil des Hofes abspernte. Der Leichenwagen traf ein. Der Fahrer manövrierte den fensterlosen Kleinbus um die geparkten Autos und brachte sich in Position. Ein Töff rührte auf den Hof. Auch das noch, dachte ich.

«Das ist Stahl von der Kripo», sagte Winterhalder.

Der Mann bockte seine Harley auf. Er stieg ab und zog den Helm aus, was rein optisch keinen grossen Unterschied machte, denn darunter kam ein runder und kahlrasierter Schädel zum Vorschein. Mir kamen die russischen Matrjoschka-Puppen in den Sinn, jene Figuren, in deren Inneren sich weitere, kleinere Figuren verbergen. Wobei weder der Kopf klein war, noch der Mann. Er war gross und breit, trug Jeans, Motorradstiefel, eine braune Lederjacke und um den Hals ein rotes Glarnertüchli, das er auszog, während er auf uns zukam. Er nickte Sandra kurz zu, die eine weitere Zigarette zu Boden warf und austrat. Während Stahl zu uns herüberkam, studierte ich aufmerksam sein Gesicht. Er hatte grüne Augen und trug einen dieser seltsamen, winzigen dreieckigen Kinnbärtchen. Das sah bescheuert aus, fand ich, aber es gab bestimmt eine Menge Frauen, die das attraktiv fanden. Ohne mich eines Blickes zu würdigen, trat er vor Winterhalder und drückte ihm die Hand.

«Watts öp?», fragte er lässig. «Was ist passiert?»

Winterhalter erklärte ihm, dass beim Tisch drüben ein Toter lag und dass ich ihn gefunden hatte.

Stahl drehte sich langsam zu mir um. Er sah mich an, als hätte ich etwas angestellt, das er mir für einmal knapp durchgehen lassen wollte. Mit einem überlegenen Lächeln streckte er mir die Hand hin. Ich nahm sie, und er hatte, wie erwartet, einen viel zu festen Händedruck. Er war sicher gut zehn Jahre jünger als ich und wahrscheinlich doppelt so stark, aber ich hielt ganz passabel dagegen. Immerhin arbeitete ich oft mit den Händen und versuchte fit zu bleiben. Jeden Samstag ging ich zehn Kilometer rennen. Fast jeden Samstag. Gut, diesen Winter über hatte ich es vernachlässigt, und der Frühling war verregnet gewesen, aber am nächsten Samstag würde es bestimmt wieder so weit sein.

«Dan Stahl, Kriminalpolizei», stellte er sich vor, noch immer meine Hand quetschend. Er sprach den Vornamen Englisch aus: *Dän*. «Ich leite die Ermittlungen.»

«Edi Zingg, freut mich», antwortete ich.

«Braucht es uns noch?», fragte Winterhalter.

«Nein, von mir aus nicht», sagte Stahl. Winterhalter nickte mir zu, und ich wollte Sandra ein Zeichen geben, ihr kurz zum Abschied winken, aber Stahl stand direkt vor mir. «Kommen Sie, Herr Zingg, lassen wir die Leute ihre Arbeit machen. Wir sprechen dort drüben weiter.»

Auf dem Hof hatten sich unterdessen immer mehr Leute eingefunden. Frauen, Männer und Kinder. Sie schauten teils interessiert, teils erschrocken. Ich war froh, dass man von der Absperrung aus, an der auch ich mit Stahl mittlerweile stand, die Leiche nicht sehen konnte. Sie war zuvor von allen Seiten fotografiert und mit einer Nummer versehen worden. Die Leiche hatte die Nummer 1 bekommen, andere Nummerntäfelchen standen bei der zerbrochenen Weinflasche, den Bierdosen, die unter dem Tisch lagen, und an Stellen, an denen zumindest für mich nichts Auffälliges zu sehen war.

«Sie haben den Toten gefunden?», fragte Stahl.

«Ja», sagte ich und erzählte, was ich gesehen und getan hatte. Ich sprach von den Scherben, von Rolf Holliger unter dem Tisch und

dass ich ihn zugedeckt hatte, als ich mir sicher gewesen war, dass er nicht mehr lebte.

«Sie wohnen also hier?»

«Ja, natürlich, ich bin der Abwart hier.»

«Abwart?», fragte Stahl. «Heisst das heute nicht *Facility Manager*?»
Er schien die Frage ernst zu meinen.

«Bei uns nicht», sagte ich.

Er zuckte mit den Schultern.

«Ist Ihnen sonst etwas aufgefallen, heute Nacht oder am frühen Morgen?»

«Nein, mein Schlafzimmer geht auf die Wiese hinaus, ich wohne da drüben.» Ich deutete auf das Haus Nummer 20. Die Siedlung hatte eine eckige U-Form. Wir standen vor der Nummer 28, die zusammen mit der 26 die rechte Flanke bildete, gegenüber waren die 16 und die 18. An der Stirnseite stand mein Haus, dann die 22 und die 24.

«Hat sonst jemand etwas gesehen?»

«Ich weiss es nicht», sagte ich, «ich habe mit niemandem gesprochen.»

Dan Stahl wies auf die Leute, die herumstanden. «Fragen Sie doch einmal herum und schicken Sie mir die Leute, die etwas gesehen oder gehört haben.»

Eigentlich wollte ich sagen, dass ich nicht Hilfspolizist und auch noch anderes zu tun hatte, aber Stahl, das musste man ihm lassen, strahlte jene natürliche Autorität aus, die in einem das Bedürfnis auslöste, es ihm recht zu machen, obwohl man eigentlich viel lieber einen Kaffee getrunken hätte.

«In Ordnung», seufzte ich. Stahl schwang lässig sein Bein über das Plastikband. Er schwang das Bein dreissig Zentimeter höher als nötig. Das wies darauf hin, dass er erstens eine Kampfsportart betrieb und zweitens Stretchjeans trug. Denn sein Paar war ziemlich eng, ähnlich eng wie die Hosen, die ich früher an Motörhead-Konzerten getragen hatte. Aber er trug sie, da war ich mir sicher, ausschliesslich, um der Damenwelt und den weniger gut gebauten Geschlechtsgenossen seinen Knackarsch zu präsentieren.

Mir war das einerlei, aber ich hätte mich dennoch diebisch gefreut, wenn dieser Beinschwung mit einem lauten Krachen der Naht im

Schritt beantwortet worden wäre, aber die Modeindustrie war innovativ und gönnte unsereins nicht den kleinsten Spass.

Ich trat zu dem Anwohner, der mir am nächsten stand. Es war Marko Stipanovic. Obwohl er nicht gerade sportlich wirkte, und ich ihn noch nie bei der Ausübung irgendeiner wie auch immer gearteten sportlichen Tätigkeit gesehen hatte, trug er immer einen Trainingsanzug. Marko arbeitete bei einem dieser Paketdienste und musste zur Arbeit schwarze Hosen und ein buntes T-Shirt mit dem Firmenlogo darauf tragen. Wer wollte es ihm verübeln, dass er sich in der Freizeit anders kleidete. Er arbeitete unregelmässig, manchmal frühmorgens, dann wieder erst ab Mittag, dafür bis spät am Abend.

«Wer ist es?», fragte er. Die anderen Nachbarn drängten sich um uns herum. Ich kannte alle. Alle kannten mich, denn wir lebten in einer Genossenschaftssiedlung, nicht in einer anonymen Überbauung, und ich war ihr Hauswart und einer der ältesten Mieter. Hier redete man noch miteinander, und ich bildete mir ein, dass ich durch die Art und Weise, wie ich meinen Beruf ausübte, zu dieser Kultur beigetragen hatte. Ich war nämlich davon überzeugt, dass das Zusammenleben besser funktionierte, wenn man sich respektierte und miteinander redete. Deshalb hielt ich zu allen Kontakt und probierte auch die Bewohner miteinander bekannt zu machen, die von sich aus nicht das Gespräch miteinander gesucht hätten. Es mussten nicht alle Freunde sein oder gleicher Meinung, fand ich. Nicht einmal verstehen musste man alles, was die anderen taten und dachten, aber das verschiedene Kulturen zusammenlebten, war kein Konzept, sondern eine Tatsache, und es war schlicht eine Notwendigkeit, gut miteinander auszukommen. Die Erwachsenen taten sich manchmal schwer damit. Ganz im Gegensatz zu den Kindern, deren Zusammengehörigkeitsgefühl viel ausgeprägter war.

Wir standen vorne an der Stirnseite des Hofes, bei den offiziellen Picknicktischen. Die Biergarnitur, unter der ich Holliger gefunden hatte, stand am unteren Ende des Hofes.

«Der Rolf Holliger», sagte ich.

«Dieser Trunkenbold?», fragte Werner Tschopp, ein Mann, der erst vor kurzem seinen vierundsiebzigsten Geburtstag gefeiert hatte.

Er war nicht nur einer der ältesten Mieter, er wohnte auch von allen am längsten in der Siedlung. Der einfache Magaziner und Sozialdemokrat hatte sehr unter den schlechten Zeiten des Quartiers gelitten, da er fast sein ganzes Leben hier verbracht hatte.

«Der wohnt doch gar nicht hier.» Helene Keller-Koch, die Mutter von Sina und ihrer jüngeren Schwester Melanie, meldete sich zu Wort. Ich war mir nicht ganz sicher, ob in ihrer Stimme ein Vorwurf oder so etwas wie Enttäuschung mitschwang.

«Nein», bestätigte ich. «Er wohnt in der 55 unten.»

«In diesem Sozialbunker», sagte Tschopp verächtlich.

«Die Polizei will wissen, ob jemand etwas gesehen oder gehört hat. Wer etwas weiss, soll sich bei dem Herrn da melden.» Ich zeigte auf Stahl, der mit der Rechtsmedizinerin in ein Gespräch vertieft war.

Marko wandte sich ab. «Ich red nicht mit der Polizei», sagte er.

«Weisst du denn etwas?», fragte ich.

Er zuckte mit den Schultern. «In dem Fall nicht.»

Er entfernte sich und ging über den Hof und verschwand im Treppenhaus der Nummer 16.

«Sie haben gestern Abend hier getrunken.»

«Wer?»

«Ja, der Wirz halt, und der Holliger, den hab ich auch gesehen.»

«Die hocken ja viel da, kaum ist es warm. Gestern war es schön warm», sagte Tschopp, «aber es hat Streit gegeben.»

«Es gibt doch immer Streit», mischte sich Helen ein.

«Und dann vertragen sie sich wieder, und alles ist gut», sagte ich, und während ich das aussprach, wurde mir bewusst, dass es dieses Mal anders gewesen sein musste.

«Der Wirz ist schon recht. Der Holliger war es, der sich mitunter aufgeführt hat wie der letzte Rüpel», sagte Tschopp.

Damit hatte er recht. Wirz war eigentlich ein feiner Kerl. Er trank nur zu viel. Ich hatte Georg Wirz noch als fürsorglichen Familienvater kennengelernt, der mit seiner schönen Frau und den zwei Kindern in der Fünfstückerwohnung der Nummer 24 wohnte. Er besass seinerzeit ein gutlaufendes Graphikatelier, wo er hochwertige Kunstbücher und Plakate gestaltete. Er war das, was man einen

Bohemien nannte. Ich sehe ihn noch genau vor mir. Die Locken fielen ihm bis auf die Schultern, er trug einen imposanten Schnurrbart, der damals längst aus der Mode war.

Doch dann begannen die Probleme. Es gab immer häufiger Streit bei den Wirzens. Es hiess, er habe Affären. Es hiess, er trinke zu viel. Tatsächlich kam er oft erst sehr spät oder gar nicht nach Hause. Eines Tages zogen die Frau und die Tochter aus. Nur der Sohn hielt zu ihm. Sie zogen zusammen in eine Dreizimmerwohnung im zweiten Stock der Nummer 26. Als der Sohn nach der Lehre ebenfalls auszog, zügelte er abermals, und die kleine Zweizimmerwohnung im Parterre der Nummer 28, in der er fortan lebte, war das Sinnbild seines Abstiegs. Aus dem dynamischen Bohemien war innerhalb von zehn Jahren ein alter, gebrochener und einsamer Mann geworden, der täglich mehr trank. Den Schnauz und die Locken hatte er noch, aber sie waren längst schütter und grau geworden. Seit die letzte typische Beiz, das *Pöstli*, geschlossen hatte, sass er oft alleine in seiner Wohnung. Im Frühling des vorangegangenen Jahres hatte er eines Tages dann diese Festischgarnitur aufgestellt, wo er fortan, wenn es das Wetter zuliess, abends sass und trank. Manchmal setzte ich mich zu ihm, manchmal gesellte sich ein Nachbar für ein paar Worte an seinen Tisch. Er freute sich über Gesellschaft und hatte es nicht gern, wenn man ging. Er trank mit denen, die mit ihm tranken. Das waren dann immer öfter Leute aus dem Appartementhaus, in dem auch Holliger gewohnt hatte, und das sahen nicht alle Leute in der Siedlung gern.

Im Sommer wurden die beiden offiziellen Tische und der grosse Grill viel genutzt. Oft sassen mehrere Familien gemeinsam draussen, die Kinder tobten durch den Hof, und es herrschte eine fast mediterrane Stimmung, und man vergass leicht, dass man sich im Schweizer Agglomerationsgürtel befand. Es war richtig schön. Wirz und seine Säuferkumpane sassen in der entgegengesetzten Ecke des Hofes, und alle kamen gut aneinander vorbei.

«Der Wirz ist schon recht», sagte Tschopp noch einmal mit Nachdruck und riss mich damit aus meinen Gedanken.

Ich schaute zu Stahl hinüber. Er nickte mir zu.

«Der Mann von der Kripo ist nun bereit», sagte ich.

«Gut, ich habe nämlich etwas gehört», antwortete Tschopp nicht ohne Stolz. «Ich höre nämlich immer noch gut. Nur mit dem Sehen ist es nicht mehr wie früher.»

Während Tschopp mühselig über das Plastikband stieg, duckte sich Helen elegant unter der Absperrung durch und überholte ihn so. Sie war schlank und tat etwas dafür. Sie ging regelmässig rennen und trug dabei gerne enganliegende Sportbekleidung, die so gar nichts mit den Trainingsanzügen gemein hatte, die Leute wie Marko bevorzugten. Ausserdem gab sie im Gemeinschaftsraum der Siedlung einen Yoga-kurs, an dem viele der Frauen, die hier wohnten, teilnahmen. Eine alleinerziehende Mutter, die im selben Haus wie Helen wohnte, nannte sie mir gegenüber einmal das Power-Mami der Siedlung, und das traf wohl zu.

Ich sah, dass die anderen Nachbarinnen ihr folgten. Ob sie hören wollten, was Helen erzählte, oder sich lediglich dieses Mannsbild von nahem anschauen wollten, war schwer zu sagen.

Die übrigen Bewohner standen unschlüssig herum oder verzogen sich in ihre Wohnungen. Helen redete auf Stahl ein, der immer wieder mal nickte, die anderen standen im Halbkreis um die beiden herum. Es sah aus, als würde ich nicht mehr gebraucht.

Ich nutzte die Gelegenheit und verzog mich in mein Magazin, wo meine geliebte Kaffeemaschine stand. Eine alte Pavoni. Es dauerte eine Weile, bis man sie im Griff hatte, und man brauchte etwas Geduld, sie war ziemlich langsam, aber man wurde für alle Mühen mehr als belohnt. Kaffeekapseln kamen mir nicht ins Haus. Nein danke. Wahrscheinlich hatte Stahl so eine Clooney-Kapselmaschine. Das würde zu ihm passen. Zu mir passte sie nicht. Ich verstand die Leute nicht, die begeistert fünfzig Franken für ein Kilo Kaffee hinblättern, das obendrein sackweise Abfall verursacht. «Diese Kapseln sind doch so praktisch», sagten sie, wenn man sie danach fragte. Aber dass das Praktische der Feind des Schönen und Guten ist, kam diesen Leuten nie in den Sinn. Dabei brauchte man sich doch bloss Outdoor-Bekleidung anzuschauen, um das zu merken.

Die Maschine passte zu meinem Magazin. Das war, wie schon erwähnt, eigentlich eine Autogarage, man konnte bei Bedarf das

Tor aufklappen. In das Tor war eine Tür eingelassen. Die Tür stand meistens offen, es sei denn, es war zu kalt, oder ich brauchte meine Ruhe. Häufig kamen die Kinder, wenn sie einen Platten am Velo hatten oder irgendetwas am Trottinett klemmte oder am Rollbrett lotterte. Sie kamen auch, wenn sie ein Pflaster brauchten, wenn ihnen langweilig war oder wenn sie darauf spekulierten, eine der diversen eisgekühlten Getränkedosen offeriert zu bekommen, die in meinem kleinen Kühlschrank lagerten. Natürlich könnte man nun einwenden, dass die Dose die Kapsel unter den Getränkegebinden ist, aber eine kühle Dose Cola, das ist eben schon etwas, und diese ökologische Sünde werde ich nie aufgeben, da kann kommen, was will.

Die Erwachsenen suchten mich hier auf, wenn im Treppenhaus das Licht ausgefallen war oder die Waschmaschine nicht ablief oder wenn sie den Schlüssel vergessen hatten. Wer wollte, bekam einen Kaffee, konnte abhocken und mir seine Sorgen klagen oder einen Schwatz halten. Jetzt aber war ich alleine, und das war gut so. Ich trank in Ruhe einen Espresso und dann noch einen zweiten, ehe ich wieder nach draussen trat.

Im Hof wurde gerade ein Zinksarg in den Leichenwagen geladen. Die Spurensicherung entfernte das Absperrband. Die Scherben waren weg, wenn man genau hinsah, erkannte man noch einen dunklen Fleck am Boden, wo die Flasche gelegen hatte. Helen und die anderen Nachbarn waren verschwunden. Die Polizei packte zusammen, das Spektakel war vorüber, der Zirkus verliess die Siedlung. Der Leichenwagen fuhr los und wäre beinahe mit dem grauen Ford Transit zusammengestossen, der auf den Hof gefahren kam.

Der Transit hielt neben der Festbankgarnitur, hupte, und ein uniformierter Polizist stieg aus der Führerkabine. Stahl kam aus dem Haus Nummer 28 und führte Georg Wirz, der den Blick gesenkt hielt, Richtung Fahrzeug. Stahl begrüßte den Polizisten, sie redeten kurz, dann schloss der Uniformierte die Seitentür des Transporters auf, wies Wirz an einzusteigen und schloss die Tür.

Ich trat hinzu. «Was ist los?», fragte ich. «Was ist mit Georg? Wo bringen Sie ihn hin?»

«Auf die Kripo.»

«Warum?»

Stahl schaute mich gelangweilt an.

«Zur Befragung.»

«Ist er ein Verdächtiger?»

«Würden wir ihn sonst mitnehmen?»

Während wir sprachen, fuhr der Transit bereits wieder ab, und Stahl ging zu seinem Töff hinüber. Ich folgte ihm.

Er zog sein Glarnertüchli aus der Tasche und band es um.

«Die Zeugen können im Laufe der nächsten Tage vorbeikommen, um ihre Aussage zu bestätigen und das Protokoll zu unterschreiben. Das gilt natürlich auch für Sie. Kommen Sie in ein paar Tagen bei mir vorbei, damit wir das erledigen können.»

Er fischte ein Kärtchen aus einer der Seitentaschen seiner Lederjacke und reichte es mir. «Am besten rufen Sie vorher an, damit jemand da ist, der Bescheid weiss. Ich selber bin oft *on the road*.»

Er schwang sich auf seinen Töff – es waren definitiv Stretchjeans – stülpte den Helm über den rasierten Schädel und brauste davon.

Ich schaute ihm hinterher.

«Blödmann», sagte ich und ging zur Nummer 28 zurück. Durch das Fenster sah ich, wie zwei Männer in Zivilkleidung die Wohnung durchsuchten. Hin und wieder sprachen sie miteinander oder hoben mit ihren Chirurgenhandschuhen vorsichtig etwas auf und betrachteten es. Ich betrat das Haus. Die Tür zur Wohnung von Wirz stand offen. Ich tat einen Schritt in den Flur, der ziemlich vollgestopft war. Georg Wirz bewahrte, wie so viele, die nichts mehr haben, das wertvoll ist, alles auf, was wertlos war. Bücher, Zeitungen, Schnüre, Einmachgläser, Kartons und Schachteln. Ich ging zwei Schritte auf dem engen Pfad, der verblieben war, und schaute rechts in die Küche. Auf dem Tisch standen noch eineinhalb volle Flaschen Appenzeller. Mit diesem Kräuterlikör hatte er sich um Kopf und Kragen gesoffen. Bis zu drei Flaschen pro Tag. Von all den Drogen und alkoholischen Getränken, von denen man abhängig werden konnte, hatte er sich ausgerechnet dieses Zeug ausgesucht. Warum, blieb sein Geheimnis. Aber so war es. Georg Wirz soff sich mit Appenzeller ins Elend. Zwar hatte er auch

immer ein paar Dosen Billigbier im Kühlschrank, doch das diente nur dazu, Gäste anzulocken und bei Laune zu halten. Damit erkaufte er sich die Gesellschaft seiner Zechkumpane.

Georg war mehrmals in der Entzugsklinik gewesen. Ein paarmal hatte ich ihn dort besucht. Wenn er zurückkam, sah er besser aus, räumte seine Wohnung auf und sprach von der Zukunft. Einmal hatte er sogar noch einmal kurzzeitig eine Freundin gehabt, aber das lag schon Jahre zurück. Unterdessen bekam er seine AHV, von der er schlecht und recht lebte. Er versuchte, so gut es ging, den Schein zu wahren. Keinesfalls wollte er mit den Leuten, mit denen er trank, in einen Topf geworfen werden. Den Tisch habe er aufgestellt, weil diese armen Kerle ja nirgends mehr sein konnten, hatte er mir erklärt, und ich hatte ihm zu seinem sozialen Engagement gratuliert, obwohl mir klar war, dass er es war, der die Gesellschaft brauchte.

Die Fünfstübliwohnung, in der er mit seiner Familie gelebt hatte, war stilvoll eingerichtet gewesen. Schöne Möbel, dieser skandinavische, einfache Stil der 1960er Jahre. Kein Fernseher. Kunst an den Wänden. Nicht zu viel, aber gute. Was für ein Gegensatz zu dem vollgestopften Gang, in dem ich nun stand.

«Suchen Sie etwas?», riss mich einer der beiden Männer, die jetzt durch die Trümmer von Georg Wirz' Leben stapften, aus meinen Gedanken.

«Dasselbe könnte ich Sie fragen. Ich bin der Abwart hier und wollte schauen, ob alles in Ordnung ist.»

«Ja, alles in Ordnung. Wir sind von der Spurensicherung», sagte der Mann. «Sie dürfen hier nicht einfach reinlatschen.»

«Warum nicht? Ich habe im Gegensatz zu Ihnen einen Schlüssel und die Befugnis. Brauchen Sie keinen Durchsuchungsbefehl, um hier alles auf den Kopf zu stellen?»

Der Mann lächelte nachsichtig. «Nicht, wenn der Besitzer der Wohnung uns hereinlässt und uns ausdrücklich erlaubt, uns umzuschauen. Wenn Sie es genauer wissen wollen, wenden Sie sich an Herrn Stahl von der Kripo.»

Ich fand, dass es nicht in Ordnung war, was hier vorging. Georg Wirz war wohl noch nicht lange wach gewesen und hatte gar nicht

richtig verstanden, wofür er seine Zustimmung gegeben hatte. Doch was nützte mir das? Oder ihm, wenn ich jetzt hier herumstänkerte? Sie würden ja doch nichts finden, weil er den Holliger ganz sicher nicht umgebracht hatte. Ich beschloss, das Feld zu räumen. «Also gut, dann lasse ich Sie jetzt in Ruhe», sagte ich, drehte mich um und ging den engen Pfad zurück zur Wohnungstür. Als ich draussen war, wurde die Tür hinter mir geschlossen und von innen verriegelt.

Ich ging ins Magazin hinüber und machte mir noch einen Espresso. Jemand klopfte.

«Ja?», rief ich.

Marko streckte den Kopf herein.

«Ist die Polizei weg?», fragte er.

«Ja, nur noch die Spurensicherung ist bei Georg drüben.»

Er schnaubte. «Haben sie ihn verhaftet?»

«Sie wollen ihn befragen», sagte ich. «Du redest wohl nicht gern mit der Polizei?»

«Nein. Ich will niemanden, wie sagt man, verraten?»

«Wieso verraten?»

Er zuckte mit den Schultern. «Mein Vater ist von der Polizei abgeholt worden. Er war ein einfacher Dorfschullehrer. Irgendwer hat der Polizei gesagt, er arbeite für die Ustascha. Wir haben ihn nie wiedergesehen. Sechs Monate später flüchteten wir in die Schweiz. Das war Ende 1991, ich war gerade vierzehn Jahre alt.»

«Das tut mir leid», sagte ich.

«So ist eben Krieg», sagte er. «Das Leben geht trotzdem weiter. Muss weitergehen. Mit der Polizei will ich aber nichts mehr zu tun haben.»

«Kann ich verstehen», sagte ich, was einerseits stimmte, aber andererseits auch nicht, denn bei uns war das anders. Bei uns wurde niemand abgeführt und verschwand, nur weil jemand einen Verdacht geäussert hatte. Bei uns arbeitete die Polizei sorgfältig und hielt sich an die Gesetze, dachte ich.

«Willst du einen Kaffee?», fragte ich.

«Gern.»

Marko zog einen Flachmann aus der Tasche seiner Trainingshose. Sie hatte kein Etikett und war mit einer durchsichtigen Flüssigkeit gefüllt. Er hob sie fragend hoch und leerte dann einen rechten Gutsch in seinen Kaffee. Ich nickte und bekam auch einen. Er roch nach Zwetschgen und Alkohol.

«Macht ein Kollege von mir selber.»

Er kippte seine Tasse in einem Zug und ohne das Gesicht zu verziehen.

«Glaubst du, der Wirz war es?», fragte er.

«Nein, das kann ich mir nicht vorstellen. Der Wirz ist doch nicht gewalttätig.»

«Glaub ich auch nicht. Ausserdem waren da noch andere Leute.»

«Wieso, hast du jemanden gesehen?»

«Nur gehört.» Er schüttelte den Kopf und lachte kurz und bitter. «Weisst du, ich muss mittlerweile auch auf den Balkon, wenn ich rauche. Wegen der Kinder. Wer will da noch sagen, wir seien nicht integriert? Als ich zum ersten Mal gesehen habe, dass die Schweizer zum Rauchen auf den Balkon gehen, habe ich gedacht, dass ich dieses Volk nie verstehen werde. Ich empfand es als ungesellig und unhöflich. Jetzt mach ich es selber. Meine Frau will es so. Siehst du, ich bin ein echter Schweizer geworden. Die Frau hat das Sagen.» Er lachte wieder. Dann wurde er ernst. «Ich habe gestern Stimmen gehört. Zuerst Georg und Rolf. Sie haben sich gestritten. Dann kam ein Dritter. Ich glaube, Georg ist dann in seine Wohnung gegangen, denn seine Stimme hab ich nicht mehr gehört, nachdem die Haustür ins Schloss gefallen ist. Aber die beiden anderen haben weitergeredet. Das klang auch nach Streit.»

«Und dann?»

«Bin ich auch wieder rein. War ja nichts Besonderes. Leute kommen und gehen, trinken und streiten.»

«Aber du hast keinen Schrei oder Sturz oder eine Flasche gehört, die zu Bruch geht.»

Marko sah mich an. «Ich wohne im zweiten Stock, die Fenster waren geschlossen, der Fernseher lief. Als ich das nächste Mal rauchen ging, war es schon ruhig.»

«Wann war das?»

«So um zwei Uhr morgens. Hab Spätschicht die Woche. Fange erst mittags an. Meine Frau schlief schon.»

Ich trank den Kaffee aus. Der Schnaps fuhr mir warm in den Kopf. Ich war es nicht gewohnt, am Vormittag zu trinken.

Marko stand auf. «Muss bald zur Arbeit», verabschiedete er sich. «Danke für den Kaffee.»

«Danke für den Schnaps.»

Ich dachte daran, dass er Auto fahren musste, sagte aber nichts.

Es war fast Mittag, und die Kinder kamen von der Schule. Ein paar Mütter, angeführt von Helen, hatten sie abgeholt.

«Warum bist du nicht im Knast?», fragte mich Toni, als er auf den Hof kam. «Hast du ein Abili?»

«Alibi heisst das», erklärte Chantal, die dreizehn war. Sie wohnte schon ihr ganzes Leben in der Siedlung. Ihre Mutter arbeitete halbtags im Spital, der Vater war Schreiner. Sie war im Nachbardorf aufgewachsen, er drei Dörfer weiter. «Ausserdem haben sie ja den Wirz aus der 28 verhaftet.»

«Woher weisst du das jetzt schon wieder?», fragte ich erstaunt.

Sie zog ihr Handy aus der Tasche. «Vera ist krank und musste heute zu Hause bleiben. Sie hat alles getwittert.»

«Sie hat was?»

«Die News aus dem Hof getwittert, Mann. Alle wissen, was los ist.»

«Kinder», erhob Helen die Stimme. «Geht jetzt heim zu euren Eltern. Denkt daran, was ich euch gesagt hab, wenn ihr darüber reden wollt, tut das zu Hause oder kommt zu mir. Es ist ein grosses Unglück, das da geschehen ist», sagte Helen.

«Kein Unglück, umgelegt haben sie ihn», stellte Noah trocken fest.

«Das ist wiesowo alles Pack, da ist es nicht schade», rief Sina, und Helen sah ihre Tochter einen Moment entsetzt an. «Geh nach oben», sagte sie streng. «Ich muss mit Edi noch etwas besprechen.»

«Kommt der alte Wirz jetzt auf den elektrischen Stuhl?», fragte Toni.

«Hoffentlich», grinste Sina und verschwand, ehe ihre Mutter etwas sagen konnte.

«Wir sind doch nicht in Amerika», erklärte Chantal und rollte mit den Augen.

«Ich weiss wirklich nicht, woher sie das hat», sagte Helen, als sich die Kinder in die Häuser verteilt hatten. «Die Kinder sind sehr durcheinander. Sina meint das nicht so, das mit dem Pack.»

Ich zuckte mit den Schultern. Da hatte sich die sonst so korrekte Helen im Kreise der Familie wohl verbal etwas gehenlassen.

«Ganz unrecht hat sie allerdings nicht.»

«Wie meinst du das, Helen?»

«Seit es warm ist, hat es schon etwas angezogen mit den Alkoholikern. Dass jetzt so etwas Schreckliches geschehen musste, sollte ein Weckruf sein für uns.»

Ich runzelte die Stirn.

«Nun ja, man sieht doch, wohin das führt mit dieser übertriebenen Toleranz, und ich will nicht, dass meine Kinder, alle Kinder hier, in einem gewalttätigen Umfeld aufwachsen.»

«Der Georg ist nicht gewalttätig», sagte ich.

«Aber irgendjemand ist offensichtlich gewalttätig gewesen.» Helen sah mich streng an. «Ein Mensch ist erschlagen worden. Unsere Kinder sind traumatisiert.»

«Aber wir wissen noch gar nicht, ob es ein Verbrechen gewesen ist. Vielleicht ist er ja auch nur von der Bank gekippt und dabei so blöd auf den Kopf gefallen, dass er daran gestorben ist», entgegnete ich, obwohl mir klar war, dass es kaum so gewesen war.

«Nein, nein», sie schüttelte energisch den Kopf. «Dan sagt, das war ein Verbrechen.»

«Wer ist Dan?»

«Der Kriminalpolizist, der hier gewesen ist.»

«Ach ja, stimmt. Ihr seid bereits per du?»

Helen errötete leicht.

«Was hast du mit ihm besprochen? Was hast du denn gesehen oder gehört, Helen?»

«Stimmen und Streit hab ich gehört. Wie so oft. Auf alle Fälle müssen wir in Zukunft besser aufpassen.»

Damit drehte sie sich um und verschwand in der Nummer 22, dem mittleren Haus an der Stirnseite, das die grössten Wohnungen und die schönsten Balkone hatte.

Es war ein warmer Tag, und weil Mittwoch war, hatten die meisten Schüler der Siedlung frei. Nur die Älteren, die schon in die Oberstufe gingen, blieben über Mittag in der Schule.

Es waren immer mehr, die es aufs Gymi schafften. Chantal hatte die Prüfung schon bestanden und würde nach den Sommerferien hingehen. Asta hatte auch gute Chancen. Andere gingen in die Lehre. Früher war unsere Adresse ein Nachteil bei der Lehrstellensuche gewesen. Die Lehrmeister lasen nur Moorgarten, und das reichte dann schon. Das hatte sich grundlegend geändert. Aber es hatte auch damals immer wieder Erfolgsgeschichten gegeben. Mir fiel Alfonso ein, ein stiller Italienerbub, dessen Eltern immer noch hier wohnten. Er hatte das KV gemacht und arbeitete unterdessen bei einer grossen Versicherung im mittleren Kader. Ab und zu kam er mit seinem grossen BMW, seiner blonden Frau und den zwei Kindern vorbei. Er war ein netter Kerl, und seine Eltern platzten vor Stolz.

Ich hörte die Kleinen im Hof. Sie spielten Mörderlis. Noah mimte den Mörder, der dicke Toni den Kommissar und Asta das Opfer. Sie wollte allerdings vergiftet werden, und Noah wollte sie mit einer Axt erschlagen, was zu langen Diskussionen führte. Sie einigten sich schliesslich darauf, dass sie erschossen werden würde. Sie starb sehr dramatisch, mit ungefähr drei Rückwärtsüberschlägen, und der Kommissar stellte dem flüchtenden Täter nonchalant das Bein, so dass dieser in den Kies flog und sich die Knie aufschlug. Der Kommissar setzte sich auf ihn.

«Du kommst auf den elektrischen Stuhl», triumphierte er.

«Lass mich los, du musst zuerst die Leiche finden, bevor du mich verhaften kannst», protestierte Noah, der sich nichts anmerken liess, obwohl der Sturz ziemlich schmerzhaft gewesen sein musste.

«Nichts da, die Polizei ist immer schneller», sagte Toni.

«Gar nicht wahr», protestierte Noah.

Ich wandte mich ab. Ich hatte noch zwei Treppenhäuser zu putzen.

Doch diesmal kam ich nicht wirklich vorwärts, weil überall die Türen aufgingen und ich jenen, die nicht offen neugierig sein wollten, Fragen beantworten musste. Auch bei Tschopps im Haus 26, erster Stock links, ging die Tür auf.

«Ich habe meine Aussage bereits gemacht», erklärte Tschopp dienstfertig. «Willst du nicht kurz hereinkommen, nach all der Aufregung? Ich mache uns einen Kaffee.»

«Also gut», sagte ich. Ich folgte ihm in die Dreizimmerwohnung, die er mit seiner Frau bewohnte. Im Wohnzimmer war die Zeit stehengeblieben. Überall standen Möbel aus den 1950er Jahren, die Tschopp wahrscheinlich über Jahre hinweg von seinem Lohn als Magaziner abbezahlt hatte.

«Das ist der Herr Zingg, Martha, unser Hauswart.»

Martha, die in einem mit grünem Samt bezogenen Sessel in der Ecke sass, lächelte. Martha war Tschopps Frau. Sie war dement. Das ganze Leben lang hatten sie auf die Pensionierung hin gearbeitet. Sich nicht viel gegönnt, einen Sohn grossgezogen, der selten zu Besuch kam. Nach der Pensionierung wollten sie zusammen das Leben geniessen. Auf Reisen gehen. Die Welt sehen. Sie erkrankte aber bald danach, und seit Jahren pflegte er sie und kam kaum mehr raus aus der Siedlung.

Ich setzte mich ihr gegenüber auf das Sofa. Tschopp verschwand in der Küche. Wenig später kam er mit einer hohen Porzellankanne und zwei dazupassenden Tassen zurück. Er schenkte dünnen Filterkaffee ein. Tschopp trat zur Wohnwand hinüber und öffnete eines der Glastürchen. Er kam mit einer schmalen hohen Flasche ohne Etikett an den Tisch.

«Das haben wir uns aber verdient nach dieser Aufregung», sagte er und schenkte zuerst mir und dann sich selber einen Schluck in den Kaffee.

«Kirsch», sagte er. «Mein Bruder in der Innerschweiz macht den immer noch selber.»

Ich trank einen Schluck. Es schmeckte nach Kirschen und Alkohol, den Kaffee merkte man fast nicht, und das war vielleicht auch besser so.

«Schlimme Sache», seufzte Tschopp. «Ich habe es Martha gar nicht erzählt.» Er lächelte seine Frau an, die zurücklächelte.

«Glaubst du, der Wirz war es?»

Ich zuckte mit den Schultern. «Ich kann es mir nicht vorstellen.»

«Die Menschen können sich plötzlich ändern», sagte Tschopp nachdenklich. Ich nahm noch einen Schluck von dem Kaffee Kirsch.

«Was hast du der Polizei denn erzählt?»

«Was ich gehört habe.»

«Was hast du denn gehört?»

«Stimmen, Streit, dann ein Splittern. Wie wenn man eine Flasche zerbricht. Ich habe natürlich gedacht, da wirft wieder mal jemand nachts etwas in die Altglascontainer. Ich war immer dagegen, dass man die hier bei uns aufstellt. Dort herrscht oft Unordnung.»

«Ich schaue, dass es nicht überbordet. Aber eigentlich ist das die Aufgabe der Gemeinde, weisst du.»

«Nein, nein, so hab ich es nicht gemeint. Du machst das schon gut, Edi.»

«Hast du verstanden, was geredet wurde?»

«Nein, das nicht. Ich habe noch gelesen, wissen Sie. Erst das Klirren hat mich aufgeschreckt.»

«Wann war das?»

«Etwa um halb eins. Ich hab noch auf den Wecker geschaut.»

«Hast du die Stimmen erkannt?»

«Das nicht, weisst du, das ist seltsam im Alter. Einige Dinge hört man ganz klar und andere gar nicht. Das hat irgendetwas mit den Frequenzen zu tun. Das Splittern des Glases, also, das hab ich ganz deutlich gehört. Die Polizei hat mich auch gefragt, ob ich Georgs Stimme erkannt habe, doch das kann ich nicht sagen. Ich weiss es einfach nicht. Obwohl das Fenster offen war. Das Fenster im Schlafzimmer ist bei mir immer offen, wenn es nicht gerade unter null ist. Wenn es zu warm ist, kann ich nicht schlafen.»

Ich trank meinen Kaffee aus. Der zweite Schnaps des Tages, das war ich mir nicht gewohnt.

«Willst du nicht noch einen?» Tschopp hob die Flasche.

«Nein danke, ich habe noch zu tun, ich bin mit allem im Rückstand wegen dieser Sache.»

«Das kann ich mir vorstellen», sagte er, aber die Enttäuschung, dass ich schon ging, war ihm anzusehen. Er hatte nur selten Besuch. Die Tage alleine mit seiner Frau, die ihn nicht mehr kannte, mussten lang sein.

Ich verabschiedete mich von ihm und Martha, die noch immer lächelte. Danach machte ich das Treppenhaus fertig und ging ins Magazin hinüber. Die Kinder hatten ihr Mörderspiel offenbar fertiggespielt und waren verschwunden. Es war ruhig im Hof. Es war kurz vor fünf. Bald würden die Leute von der Arbeit heimkommen. Ich schaute noch kurz bei den Gärten vorbei, die in den Rabatten neben der vorderen Häuserzeile angelegt worden waren. Der Vater von Chantal hatte aus Holz Rahmen gezimmert, die oben mit Kupfer beschlagen waren, um die Schnecken fernzuhalten. Die ersten Salate sprossen. Die Gärten wurden gemeinsam bepflanzt und waren erst im letzten Jahr auf Initiative von Helen angelegt worden, die das Projekt auch überwachte. Es handelte sich dabei nicht etwa um banales Gärtnern, hier wurde *Urban Gardening* betrieben, wie sie mir stolz erklärt hatte. Im letzten Sommer hatte es zum Grillgut tatsächlich ein paar mal eigenen Salat oder Gemüse aus dem Garten gegeben. Schliesslich ging ich ins Magazin zurück, zog die Tür hinter mir zu,